

Zeitschrift: Bündnerisches Monatsblatt : Zeitschrift für bündnerische Geschichte, Landes- und Volkskunde

Herausgeber: F. Pieth

Band: - (1941)

Heft: 10

Artikel: "Volk, Sitten und Gesetze eines Gebirgthals in Graubünden. Als Beytrag zur Kenntnis des Obern Engadins 1812 von Heinrich Bansi"

Autor: Bansi, Heinrich / Tönjachen, R.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-397120>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BÜNDNERISCHES MONATSBLATT

ZEITSCHRIFT FÜR BÜNDNER.

GESCHICHTE, LANDES- UND VOLKSKUNDE

HERAUSGEGEBEN VON DR. F. PIETH

—→ ERSCHEINT JEDEN MONAT ←—

„Volk, Sitten und Gesetze eines Gebirgthals in Graubünden. Als Beytrag zur Kenntnis des Obern Engadins 1812 von Heinrich Bansi“¹

Mit einem Lebensbild des Verfassers und kritischen Bemerkungen
herausgegeben von Prof. Dr. R. Tönjachen, Chur.

Vorbemerkung des Herausgebers. Vor einigen Jahren wurde aus deutschem Besitz für die Kantonsbibliothek ein Manuskript erworben, das sich in kritischer, stellenweise wohl allzukritischer Weise über volkstümliche Erscheinungen des Oberengadins verbreitet. Dennoch wäre es u. E. schade, wenn die Aufzeichnungen unbekannt bleiben würden. Sie waren seinerzeit zweifellos für den „Neuen Sammler“ bestimmt, der dann aber unmittelbar vor Abschluß der Arbeit einging. Herr Prof. Dr. Tönjachen, selber ein Engadiner, hat sich auf Wunsch des Herausgebers die Mühe genommen, die Mitteilungen Bansis für die Drucklegung zu bearbeiten und anschließend historisch und kritisch zu würdigen.

Heinrich Bansi, aus dessen handschriftlichem Nachlaß ich Ihnen heute abend einiges mitteilen werde², sollte in der Historisch-antiquarischen Gesellschaft kein Unbekannter sein. Gehört er doch zu ihren Mitgründern! Bansi hat als erster von der Geschichtsforschenden Gesellschaft den Auftrag bekommen, „ein Repertorium von Urkunden zu verfassen“, und im Dezember 1829

¹ Bündn. Kantonsbibliothek, B 1158.

² Herr Prof. Dr. Tönjachen hat seine Arbeit am 25. Januar 1938 der Hist.-Antiq. Gesellschaft vorgetragen (Bemerkung des Herausgebers).

hat er eine 800 große Folioseiten umfassende Sammlung der Staatsakten und Flugschriften von 1618 bis 1797 (das achte Heft, welches die Akten nach 1797 enthält, fehlt), von seiner Hand verzeichnet und erläutert, dem Bundespräsidenten J. B. Tschärner zur Aufbewahrung übergeben. Ich selber bin auf diesen handschriftlichen Nachlaß durch unsern verehrten Präsidenten, Herrn Prof. Pieth, aufmerksam gemacht worden, wofür ich ihm zu Dank verpflichtet bin.

Der 37. Jahresbericht der Historisch-antiquarischen Gesellschaft (1907) enthält eine vorzügliche Biographie Bansis aus der Feder von Dr. Martin Trepp³, gegenwärtig Rektor am Progymnasium in Thun, eine treffliche Würdigung Bansis als Ökonom, als Schulmann, als Historiker, und dazu noch ein Schlußkapitel, betitelt: Bansi und die Synode; denn Bansi war von Beruf Pfarrer, ist aber bei der Mit- und Nachwelt viel mehr als Hauptmann Bansi bekannt. Er ist zugleich auch als „Patriot“ verehrt und als „Landesverräter“ verschrien gewesen. Man hat ihn einen Menschenfreund und einen „verabscheuungswürdigen Menschenhasser“ beinahe im gleichen Atemzug genannt, und dies alles mit einer gewissen Berechtigung: Er ist ein Mensch mit seinem Widerspruch, These und Antithese zugleich, und es ist nicht immer leicht, die Synthese zu finden. Bekennt er doch selber mit rührender Offenheit in einem Brief an seinen Jugendfreund, den Dichter J. G. von Salis: „Was mich stört, sind meine Leidenschaften und zu feine Sensation, die meinen innern Frieden unterbrechen.“ Er ist eine triebhaft-dämonische, von Tragik umwitterte Gestalt, einer jener Menschen, wie man sie an Zeitenwenden so oft antrifft. Zum Pfarrer fehlte ihm trotz vieler guter Eigenschaften die Ausgewogenheit des Gemüts, zum Staatsmann – wir meinen zum großen, echten Staatsmann – die Ausgeglichenheit seines Wesens und die gefaßte, aus innerer Stärke gewonnene Überlegenheit. Und doch war Bansi ein hervorragender Mensch, der tief in das Wesen seiner und in das Werden einer neuen Zeit hineingeschaut hat. Sein Denken ist durchaus im Zeitalter der Aufklärung und der Re-

³ Diese Arbeit hat mir als Grundlage für die Abfassung dieses gedrängten Lebensbildes gedient. Interessante und wertvolle Angaben aus der Kulturgeschichte Graubündens im 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts haben wir auch dem alten „Sammler“ und dem „Neuen Sammler“ entnommen.

volution verankert. In ihm steckte ein genialer Geist, der besonders die innigen Zusammenhänge zwischen Staat und Wirtschaft klar erfaßt hatte, wovon zahlreiche Aufsätze im Alten und Neuen Sammler, im Helvetischen Volksfreund und in den Aargauer Miscellen Zeugnis ablegen, wie z. B. Ertrag der Alpwirtschaft in Bünden, Reflexionen über einige landwirtschaftliche Gegenstände in Bünden usw. Der Ackerbau ist für ihn der Grundpfeiler des Staates und der Gartenbau eine Schule des Feldbaues. Die Landflucht, um Geld auf bequemere Art zu verdienen, ist ein Verbrechen. Bansi ist auch einer der ersten, die den Wert der Statistik für die Volkswirtschaft erkannt haben, darum seine eifrige Mitarbeit bei der ersten Volkszählung in Graubünden im Jahre 1780. Auf dem Schulgebiet eilt er seiner Zeit weit voraus und ist als wahrer, aufgeklärter Philanthrop unermüdlich tätig. In politischer Hinsicht gehört seine Neigung zeitlebens dem liberalen Frankreich, obwohl er, wie wir hören werden, die Auswanderung seiner Landsleute, ganz besonders nach Frankreich, mit harten Worten verurteilt. In kultureller Hinsicht schließt er sich Deutschland an, die deutsche Sprache ist sein Ideal.

In Graubünden finden wir Bansi, besonders während der Zeit, da er in Fläsch als Pfarrer tätig war, in jener auserlesenen Gesellschaft der Salis im Bothmar Malans, der Salis und Ott in Grüşch, der Salis-Seewis, der Boner und Planta-Malans, der Pestalozzi, Bavier, Amstein in Chur, der Sprecher und Brügger in Maienfeld, und wir finden ihn von Jugend auf in unerschütterlicher Freundschaft seinen Amtskollegen Pol und Lorsa und dem Bundespräsidenten J. B. Tschärner zugetan. Es waren dies zum großen Teil Persönlichkeiten, die der von Bansi 1782 gegründeten „ersten regulären Lesegesellschaft in Bünden“ angehörten, Menschen, die den Pulsschlag der Zeit wahrgenommen hatten und von denen die meisten die kommende Zeit bereits als Ahnung und Erwartung in sich trugen. Aus ihren Briefen und Tagebüchern verspüren wir wenigstens einen Hauch jener innerlich so stark bewegten, tatendurstigen Menschen, so auch von Bansi. Von seinen zahlreichen Freunden im „Ausland“ – womit in erster Linie Zürich, Schaffhausen, Bern, Basel und Genf gemeint sind – nennen wir bloß den großen Historiker Johannes von Müller und dessen Bruder Prof. J. Georg Müller, ferner den großen Menschenfreund und (was auf Bansi großen Einfluß hatte) Physiognomiker La-

vater in Zürich. Mit der geistigen Elite Zürichs war er durch den reichen Baumwolltuchhändler Joh. Kaspar Schweizer bekannt geworden; Schweizer war mit Bansi so innig verbunden, daß er dessen sechsjähriges Töchterchen Babette an Kindesstatt annahm und sie in Paris, Rom und Neapel zu einer namhaften Porträtmalerin ausbilden ließ.

Dies ist ungefähr die geistige Atmosphäre, in die das Schicksal Heinrich Bansi hineinstellte. Werfen wir noch einen flüchtigen Blick auf seinen bewegten und aufschlußreichen Lebensgang. Sein Heimatort ist Ardez im Unterengadin. Den ersten Unterricht genoß er bei seinem Vater, dem Pfarrer Luzius Bansi (rom. Banschî) in Camogask, unter dessen Zepter zu gleicher Zeit auch Luzius Pol, Anton Frizzoni, Johann Lorsa, Olgiati und Planta von Ardez ihre erste Ausbildung empfingen. In Camogask hat Heinrich Bansi am 19. März 1754 das Licht der Welt erblickt. 1769 zog der Vater Bansi mit seinem Sohn, mit L. Pol und Joh. Lorsa nach Neuwied in der Nähe von Koblenz, wo die Freundschaft mit Herrnhutern und Pietisten gefestigt wird. Neunzehnjährig wird Bansi 1773 in die rätische Synode aufgenommen. Zum Glück für ihn ist er noch zu jung, um eine Stelle als Pfarrer in Bünden anzunehmen, und so begibt er sich auf Reisen. Reiche Welt- und Menschenkenntnis und die gründliche Erlernung des Französischen sind die Frucht seiner Wanderjahre.

1776 wurde Bansi Nachfolger seines Vaters in Fläsch. Das war der richtige Ort für Bansi; nirgends im Bündnerland begegneten die Ideen der Freiheit und Gleichheit stärkeren Sympathien als gerade beim fröhlichen Winzervolk der Herrschaft. Junge Kräfte mit neuen Ideen regten sich in dieser Volke, und ihr Einfluß führte, je länger je mehr, zu einer Verschärfung der politischen und sozialen Gegensätze. Hätte man sich einen günstigeren Nährboden für einen Pfarrer, der im Pfarramte vor allem die soziale Seite sah, denken können? Und gerade dieser Seite seines Berufes suchte sein aufklärendes Wirken zu genügen. In diese Zeit fallen auch seine vielen Bekanntschaften, ganz besonders die mit dem Zürcher Joh. Kaspar Schweizer (1778), die er am „Brunnen von St. Moritz“ machte. Im gleichen Jahr 1778 heiratete Bansi die Schwester seines Freundes Lorsa von Silvaplana, so daß sein Schicksal fortan mit Silvaplana in ständiger Wechselwirkung steht, obwohl er bis zirka 1803 sich sehr selten für längere Zeit dort

aufhielt. Als Bansi einige Jahre später (1785) die Pfarrei Haldenstein übernahm, zogen Frau und Kinder mit dem alten Pfarrherrn (dem Vater Bansi) nach Silvaplana und die Frau blieb dort ununterbrochen bis zu ihrem Lebensende 1835 (September).

Bansis Wirken in Haldenstein war von kurzer Dauer. Der alte Geist der „Monarchie“ siegte einstweilen über Bansis aufklärerisch-demokratische Gesinnung. Er mußte Haldenstein verlassen. Eine wichtige „Mission“ im Dienste Tscharners, der damals alle Hebel in Bewegung setzte, um die Macht der Familie Salis, vor allem des Ministers Ulysses von Salis-Marschlins, zu brechen, führt Bansi nach Paris, wo er am Vorabend der Revolution im „Schweizer Salon“ wichtige Bekanntschaften mit Generälen, Ministern, Schöngeistern und eleganten Damen macht. Dabei arbeitet er mit Eifer und nicht ohne Erfolg an der Untergrabung der Macht der Familie Salis in Bünden. Die holt aber zum Gegenschlag aus, und was die weltliche Oligarchie Salis nicht zustande bringt, das bringen die „wutschnaubenden orthodoxen Prädikanten“ fertig, allen voran Janett in Bondo und Pernisch in Samaden. Der „Verhaßte“, „Verabscheuungswürdige“ muß „ekraisiert“ werden. Weil er Briefe, die an Minister von Salis gerichtet waren, unterschlagen hat, weil er ein Spion ist, weil er dem Illuminatenorden angehört, weil er seine Vaterpflichten vernachlässigt, und weil sein Lebenswandel auch in anderer Hinsicht zu Tadel Anlaß gibt, weil er sich zu vornehm kleidet und mit Bedienten in teuren Gasthöfen lebt, wird er auf der berühmten und berüchtigten Synode zu Steinsberg 1790 von der rätischen Synode ausgeschlossen. Sechs Jahre kämpfen Bansi und seine Freunde um seine Rehabilitation, die 1796 auf der Synode zu Bevers in abstoßender, theatralischer Weise erfolgt.

Sein Zürcher Amtsbruder und Leidensgefährte Heinrich Waser (1744–82) hatte das Wort geprägt: „Das elendeste Handwerk haben die abgesetzten Pfarrer, die nichts als Predigen gelernt haben.“ Bansi gehört nicht zu dieser Kategorie von Pfarrern. Tscharner sagt mit Recht von ihm: „In der Natur des geborenen Weltmanns lag es nicht, nur Zuschauer der großen Ereignisse seiner Zeit zu sein, es drängte ihn vielmehr, mitzuhandeln, seine scharfen Geisteswaffen in den Dienst derer zu stellen, die berufen waren, ein neues Zeitalter heraufzubeschwören.“ Und wer sind diese Auserlesenen? Tscharner kann nicht mißverstanden werden. In Bünden sind es

die „Patrioten“, die „Franzosenfreunde“, die Verfechter des Anschlusses der Republik der Drei Bünde an die Eidgenossenschaft. Für Bansi war – wie 175 Jahre früher für seinen großen Landsmann Jenatsch – der Augenblick gekommen, da er die geistliche Waffe auf die Seite stellte, um getrost die weltliche zu ergreifen; denn er war doch nicht eine jener erhabenen, starken Seelen, die im Amte verharren bis ans Ende, „*usque ad martyrium*“. Die Patrioten Bündens konnten, wie Trepp sagt, Bansis Agitationstalent und Intrigenspiel sehr gut brauchen, denn ihre Gegner hatten immer noch große Macht, auch „der Marschlinser“. Wir finden nun Bansi bald in Silvaplana, wo er, wie Pater Pl. a Spescha im Oberland, Waffenübungen mit der Dorfmiliz abhält, dann beim französischen Geschäftsträger in der Schweiz, Barthélémy. Etwas später befindet sich Bansi im französischen Lager in Mailand, wo er als „Agent de l'armée“ dem Stab des Generals Joubert zugeweiht wird und die spezielle Aufgabe bekommt, den Nachrichtendienst für die Armee Dessolles, die 1799 Ceven und das Veltlin erobert hat, zu besorgen. Tscharner setzt seine ganze Hoffnung einer französischen Invasion in Bünden auf den „Cittadino elvetico Enrico Bansi a Chiavenna“. Wie einst, im Herbst 1621, Rudolf Planta an der Seite Baldirons hoch zu Roß ins Münstertal ritt, so begleitete Hauptmann Bansi die französischen Heerführer, die Ende März 1799 den Österreichern an der Calven eine blutige Niederlage beigebracht haben. Beide, Rud. Planta und Bansi, haben diesen Triumph mit ihrem guten Ruf bezahlt: In der Erinnerung des Volkes lebten sie noch lange als „Landesverräter“ fort. Auf dem Altstätter Feld hat Bansi den Eid der Treue an Napoleon geleistet und wurde als „Capitaine adjoint à l'état major général“ Platzkommandant von Basel; doch nur für kurze Zeit; mit den französischen Heeren, die sich wieder des Engadins bemächtigten, kehrte er vorübergehend in seine Heimat zurück und versah dann schließlich, kurz vor dem Zusammenbruch der Helvetik, den Dienst eines „Capitaine de correspondance et de confiance“ („eines vertrauten Ratgebers und Geschäftsführers“) im Kanton Tessin.

Die Einführung der Mediationsverfassung 1803 ist insofern ein Wendepunkt im Leben Bansis, als dieser sich nun in die Einsamkeit seines Engadinerdorfes Silvaplana zurückzieht. Hier lebt er vorwiegend seinen Studien, vor allem seinem Lieblingsstudium der

Geschichte und Volkswirtschaft. Bildung bleibt aber für ihn auch fortan Pflicht des Individuums um seiner Leistung für die Gemeinschaft willen. Obwohl er in den letzten Jahrzehnten seines Lebens seinen Landsleuten als Berater in schwierigen Rechtsfällen, als menschenfreundlicher Helfer in Zeiten von Not und Krankheit und als Förderer gemeinnütziger Werke, vor allem auch des Baues der Julierstraße, wertvolle Dienste geleistet, so ist er doch bis zu seinem Tode am 2. Oktober 1835 der Einsame, der Verkannte, der Geächtete geblieben. Auf seinem Grabe im Friedhof von Silvaplana lesen wir die Worte:

„Bewegt war Dein Leben,
Du kämpftest
Für Freiheit und Wahrheit und Licht.“

Verehrte Anwesende! Es war ursprünglich nicht meine Absicht, bei der Vorstellung Bansis so lange zu verweilen; aber die Vermutung, daß er für viele Zuhörer zur großen Legion der Unbekannten gehöre, und die Überzeugung, daß einige Anhaltspunkte aus seinem Leben und Wirken für die richtige Beurteilung genannter „Handschrift“ von Nutzen sein dürften, veranlaßten uns, dieses einleitende Kapitel so ausführlich zu gestalten.

Und nun zum schriftlichen Nachlaß! Er besteht aus einem Manuskript von 28 großen Seiten (die sehr klein, oft unleserlich beschrieben sind), dem ein Vorbericht von 5 etwas kleinern Seiten (die vermutlich bedeutend später geschrieben sind) beigegeben ist. Als Motto zitiert der Verfasser auf einem Extrablatt eine Stelle aus Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ (XV. Buch 4. Abschnitt). Soweit ist das Manuskript eingebunden und sorgsam mit der Überschrift versehen: „Volk, Sitten und Gesetze eines Gebirgstals in Graubünden. Als Beitrag zur Kenntnis des Oberrhods 1808 (08 durchgestrichen und darüber 12). Diesem Manuskript ist noch ein Aufsatz von 12 gewöhnlichen Heftseiten über die romanische Sprache beigegeben. Die Überschrift lautet: „Bemerkungen über die romanische Sprache.“ Darunter die Erklärung: „War für einen Aufsatz: Volk, Sitten und Gesetze eines Gebirgthals in Graubünden bestimmt. Kann nun auch zur Berichtigung zu J. v. Müllers Geschichte der Schweiz dienen ... über das sogenannte Ladin, Romansch etc. etc. I. Buch p. 45

Nat. 35. II. Buch S. 675 Linie 1, 2, 18⁴.“ Als Ergänzungen zu diesem Aufsatz fügt der alte Bansi noch zwei Zettel hinzu, beide mit zitternder Hand geschrieben. Auf dem einen, sehr wahrscheinlich 1830 geschrieben, stellt er Vergleiche des Ladinischen mit dem Alt-Mantuanischen an, und zwar an Hand einer Strophe aus den Gedichten von Merlini Coccai 1517⁵; auf dem kleinen Blatt ist, sehr unleserlich geschrieben, eine Strophe eines provenzalischen Frühlingsliedes mit ladinischer und deutscher Übersetzung. Die letzte Seite des Manuskripts ist mit einer von Bansi gemalten Silhouette Napoleons geschmückt.

Von diesem „Beytrag zur Kenntniss des Obern Engadins“ sagt Bansi im „Vorbericht“: „Folgende Blätter können also nur Beytrag zur Beschreibung des in einem so wilden Klima wohnenden Volkes, seiner Sitten und Gesetze genannt werden. Sie entstuhnden mit Beyträgen zum Neuen Sammler, gemeinnütziges Archiv für Bünden, für welchen Statistik, Landwirtschaft und Chorographie⁶ dieses Thals allein bestimmt waren und zum Theil schon erschienen sind, theils nachgeliefert werden. Volk, Sitten und Gesetze sollten besonders redigiert werden. Topographische und naturhistorische Nachrichten über dies obere Engadiner Thal finden sich im dritten Band der Alpina, welche in der Folge noch mehreres darüber liefern wird, da einer ihrer Herausgeber diese Terra incognita von Bergen und Eisthälern selbst zu bereisen gedenkt“, und er fährt also weiter:

„Man ließ sich genügen, mit unbefangener Überschrift des Ganzen, die Beyträge so zu liefern, wie jeder solide Beobachter nach mehrjährigem Aufenthalt im Thal sie bewahren wird; der den Kältegrad des Klimas nicht nach zufälliger Empfindung alteriert, und in der Volksschilderung das ganze mit treuem Licht und Schatten darstellt.“

Die Beschreibung des Volkes leitet Bansi mit folgender Charakteristik des Engadiner Typus ein (der Einfluß seines verehrten Freundes, des Physiognomikers Lavater, ist unverkennbar!): „Der Ober Engadiner ist von mittlerem Wuchs, nicht schlank, von starkem Knochenbau und im Alter schwerfällig; die Schultern breit,

⁴ Siehe J. v. Müller, Geschichte der Eidgenossenschaft., Ausgabe 1833, Bd. 13/14 S. 114 Anm. 628, und Bd. 11/12 S. 20 Anm. 26 b u. 35.

⁵ Teofilo Folengo (Merlin Coccai), Poesie Maccheroniche („Maccheronea“, „Orlandino“).

⁶ Landeskunde. Zusammenhängende Darstellung einzelner, natürlich abgegrenzter Landesräume.

die Brust gewölbt, das Genick kurz, die Kniee dick und die Beine ebenfalls. Der Schädel und die Physiognomie haben viel eigenes. Die obere Rundung des Kopfes ist flach: Die Stirne selten hoch und gewölbt, sondern nieder, senkrecht, flach, fast viereckig und zuweilen knotlig. Der Übergang zur Nasenwurzel ist kurz, vertieft, niemals griechisch, und die Nase selbst entweder vorragend mit breiten Nasenlöchern und vertiefter schmaler Wurzel oder mit breitem runden Nasrücken. Die Backenknochen unter den Augen ragen stark vor. Beide Kinnladen sind sehr stark, die obere lang, das Kinn breit. Das ausgezeichnet weiße Gebiß, das sich bis ins hohe Alter erhält, ist die größte Zierde dieses Volkes.

An den weichen Teilen ist Einwirkung des Klimas, der trockenen Luft, der Kälte, die die Ausdünstung hemmt, sehr bemerkbar. Die Gesichtsfarbe nimmt früh eine braune Farbe an; sie ist dick und zeigt mehr faltige als sanfte Züge. So bildet sie z. B. auf der Stirne und an den Augenwinkeln starke Furchen. Die Lippen sind dick und der Zug in den Mundwinkeln eher herabhängend. Unter den stark vorragenden Stirnknochen und buschigen Augbraunen funkelt ein kleines, lebhaftes und unstätes Auge von dunkler Farbe (selten blau). Als Folge der scharfen Luft bemerkt man öfters Blinzeln der Augenlider.

Die Haare sind grob, dunkel und zuweilen kraus wie Wolle.

Die Anlagen dieser Körperbildung sind durchaus dauerhaft, kräftig. Die körperlichen Kräfte entwickeln sich schnell, obgleich sie hier weniger geübt werden als bei andern Gebirgsvölkern, die unter härterer Arbeit leben. Auf dem Kopf trägt hier niemand (Hut oder Mütze), auch findet hier die deutschschweizerische Art, das Heu zu tragen, nicht statt, denn man fährt es auf Wagen, und dennoch sind Leibschäden im Engadin so häufig als anderswo. Der Engadiner hat ein scharfes Aug und Gehör, wiewohl beydes oft vom Klima zerrüttet wird. Die Stimme der Weiber ist gellend und hoch, wie man bey dem Kirchengesang bemerken kann. Dabei hat der Engadiner eine äußerst starke ausdauernde Brust, anhaltende Kälte erträgt er leichter als eine geringe Hitze. Der Abwechslung beyder unterliegt er. Kröpfe sieht man selten und verwachsene Personen wenig. Zwar findet man in diesem Thal Leute von 90–94 Jahren, doch sollte das hohe Alter häufiger seyn, wenn nicht Lebensweise und Nahrung den starken Körper früher zerrütteten.

Die hiesige Luft ist verzehrend, weil aber der Ober Engadiner selten harte Arbeiten verrichtet, so übertrifft ihn der Unter Engadiner im Vielessen beyweitem. Allem Trunk ist man im obern Thal wenig ergeben. Die Speisen bestehen in gedörretem Fleisch, Milchprodukten und fetten Mehlspeisen, wobei man sich einer besonderen Zubereitung des Fettes bedient, *congimaint* = *condimentum* genannt. Schaaf- und Rinderfett werden nämlich in einem Gefäß schichtenweise eingesalzen, fest zugedrückt und so den Winter hindurch in der Nähe des Stuben-Ofens bis aufs Frühjahr gestellt. Dann klopft man das Gemengsel, setzt die Hälfte oder $\frac{2}{3}$ Butter hinzu und siedet es damit zu einer Masse. Hiermit fettet man Suppen und manche Mehlspeisen. Dem Neuling verursacht der zu lang am Ofen gelegene Talg durch seinen ranzigen Geruch und Geschmack eine Magenrevolution, die ihm das engadiner *Condimentum* unvergeßlich macht. In benachbarten Thälern ist es hingegen sehr beliebt und die Ober Engadiner verkaufen viel davon ins Veltlin, das Pfund zu 24–30 Kreuzer, oder vertauschen es gegen Wein, Honig und Obst, das Pfundweise gekauft wird.

Türkenkorn-, auch Gerstenmehl mit zerschmolzenem *Congimaint* und Brühe von gedörretem Fleisch, zu harten Klößen wie sechspfündige Kanonenkugeln geknetet, gibt *Chapuns* (Kapauen), ein diesem Thal ganz eigenes Gericht. Man mengt Kirschen, Rosinbeeren, im Sommer Schnittlauch, Petersilien etc. darunter und siedet sie mit der Gersten Suppe.

Gesünder ist die hiesige Art, das Brod zu verfertigen. Weil die Rinde in der trockenen Luft sehr schnell erhärtet, so würde das Inwendige leicht schimmeln, wenn man dem Brod eine hohe Form gäbe. Deswegen bakt man nur kleine, niedere Brode, 1–1½ Pfund schwer, und zwar viel auf einmal, doch höchstens 500–550 und nie 2000, wie Herr Lehmann erzählt, und zwar viermal des Jahrs. Dieses Brod wird steinhart und zersplittert unter dem Messer wie Glas. Wem die Natur kein starkes Engadiner Gebiß schenkte, der muß es vorher einweichen. Als eine rühmliche Verordnung ist hier zu bemerken, daß ein Samadner Dorfgesetz (Nr. 28) verbietet, warmes Brod (*paun chod*), um welches die Kinder oft anhalten, auf den Straßen oder beim Backofen auszuteilen.

Außer einer Art Ringe (*Bratschadellas*) aus Brodteig mit Anis oder Rosinbeeren macht man, auch aus Brodteig, dünne runde

Scheiben, backt sie braun und bewahrt sie zum Gebrauch auf. Sie werden dann zerstückt, weich gesotten, schichtenweis mit Käs bestreut und mit siedender Butter übergossen. Dies Gericht heißt *Chagnolas* (Hündchen).

Das Getränk ist vortrefflicher Veltliner Wein, der sich nirgends so lang hält und so gut wird als in diesem kalten Thal. Außerdem wird aber eine unglaubliche Menge Caffee verbraucht, oder, richtiger zu reden, schwaches Caffeewasser, denn aus 3–4 Loth Caffee siedet man 1 Maaß Getränk. Zucker braucht man wenig dazu. Solcher Caffee, wovon manche bis $\frac{1}{2}$ Maaß trinken, macht das Frühstück des Engadiners, nebst Butterbrod mit Honig oder Käs oder Zieger. Mittags hat er dicke Gersten- oder Reissuppe, gesalzen Fleisch oder Speck mit Chapuns, Zugemüs (gibt es) selten. Marend (Vesperbrod) wie das Frühstück; Nachtessen: Reissuppe mit Congimaint, Brod, Käse, oder Milch und Brod; auch Mehlsuppe.

Bei so nahrhaften, schweren Speisen, erschlaffendem Caffee und Mangel an Bewegung ist es leicht zu begreifen, daß die Engadiner im Alter sehr phlegmatisch und träge werden. Dazu kommt noch immerwährendes Tobakrauchen und die Gewohnheit, sich auf oder neben den warmen Ofen zu legen und zu schlafen. Daher ist der Schlag eine sehr gewöhnliche Todesart. Andere Krankheiten entstehen meistens von gehemmter Ausdünstung, z. B. rheumatische Übel. Bei Kindern Mandel- und Halsdrüsengeschwulst, Gichter, Diarrhoe etc. Das starke Einwindeln in dicke Wollentücher ist hier noch gebräuchlich. Wird das Seitenstechen, wie-whol selten, epidemisch, so ist's gewöhnlich im Frühjahr, wo sich überhaupt viele Krankheitsursachen vereinigen, z. B. die heißen engen Zimmer und die stechenden Sonnenstrahlen bey der Feuchte schmelzenden Schnees, mit eiskalten Winden abwechselnd. Die Beschaffenheit der Luft verursacht häufig Augenentzündungen, die plötzlich entstehen und ebenso schnell verschwinden. Auch das rauhe Wetter auf den Bergpässen nimmt manchen weg, welches zu Bruck (Ponte) und Camogask in der Nähe des Albula besonders oft geschieht. Auch Faulfieber herrschen manchmal. Die Pocken richteten zuweilen große Verheerungen an, und zur Schande der Eltern sogar noch 1807, obwohl die Vaccination schon seit mehreren Jahren bekannt war. Nur Cellerina ließ 1806 alle seine Kinder vaccinieren und Samaden über die Hälfte. Unter

dem weiblichen Geschlecht wird die Bleichsucht immer gewöhnlicher, vielleicht vom vielen Caffeewasser. Bei manchen bringt die Nahrungs- und Lebensweise Schwermuth hervor, doch geschehen Selbstmorde nur selten, so daß in 40 Jahren nur vier vorfielen. Männer, die sich im Ausland als Bäcker vor dem heißen Ofen ermatten, dann Abends in der Luft sich erkälten, auch sonst ihrer Gesundheit stark zusetzen, bringen zusammengesetzte Krankheiten in ihr Tal, dessen Bergluft ihren Tod gewöhnlich beschleunigt. Durch diese Auswanderer kommt manche Kunde von Heilmitteln, aber ohne richtige Kenntniss der Krankheiten, unter das Volk. Als gewöhnliche Hausmittel dienen: das Warmhalten, erzwungener Schweiß mit Gamskresse, Brandtwein, oft aus Iva (*Achillea moschata*) verfertigt. Aderlassen, ohne auf die Umstände zu achten, oder gar nach den Calenderregeln. In hysterischen (An)Zufällen: Murmeltierfett und dessen gedörrtes Fleisch, welches einen ganz aromatischen Geschmack hat. Zum Abführen: Die Kerne der Seidelbastbeeren (*össets*), die oft verletzend wirken. (Auch in Schmalzmuß nimmt man die Iva.)

Mit medicinischer und chirurgischer Hilfe sieht es schlecht aus. Das Civil Statut sezt zwahr 5 Kronen (a 24 Batzen) für einen Arzt in Ob Fontana Merla und eben so viel für einen in Unter Fontana Merla aus, der die ganz Armen unentgeltlich behandeln soll; auch soll kein Arzt oder Wundarzt, bey 7 Gulden Strafe, ohne Erlaubnis des Landammanns oder der Geschworenen practizieren dürfen; allein erstere Besoldung ist zu schwach, um Ärzte herbeizuziehen, und letztere Verordnung wird nicht befolgt. Chirurgische Gräuel sind gar nicht selten. Einige Geistliche geben sich mit medicinischer Behandlung nach Tissal und anderen faßlichen Anleitungen ab. Am nötigsten wären bessere Wundärzte und Geburtshelfer. Letztere fehlen ganz. In den mehreren Dörfern verrichtet je das älteste Weib die Hebammengeschäfte, und wenn auch die starke Natur der Mutter sich durchhilft, so wird nicht selten das Kind ein Opfer der verkehrten Behandlung, wie aus der Zahl der Todgeborenen oder in den ersten Tagen nach der Geburt verstorbenen erhellen würde, wenn man sie wüßte. In der Gemeinde Silvaplane belief sie sich bey 171 Geburten innerhalb 20 Jahren (von 1780–1800) auf 13, oder die Zahl der Todgeborenen verhielt sich zu allen Geburten wie 1 zu 13.

So sehr der Charakter dieses Volkes durch Einwirkung von

außen verändert wurde und bey der seit den ältesten Zeiten herrschenden Auswanderung in fremde Länder unmöglich die feste Nationalität erlangen konnte, welche sich sonst in einem so abgesonderten Vaterland gebildet haben würde – so möchte man dennoch in manchen Charakterzügen die Abstammung des Volkes, seinen italienischen Ursprung, in andern die Wirkung des Klimas, und in andern die des Gewerbes und der Lebensart erkennen.

Zu den ersten gehört vornehmlich die Leidenschaftlichkeit, welche der Engadiner zwar meistens aus Klugheit und Angewöhnung zu unterdrücken weiß, die aber dennoch unverkennbar ist. Ehemals erregte sie die heftigsten Parteikämpfe, und in Prozessen ist sie noch sichtbar⁷. Auch Rachsucht, die aber lieber heimlich schadet als offen ausbricht, und langdauernder Haß äußern sich nicht selten. Allgemein aber bemerkt man den Eigen- und Starrsinn und völligen Mangel an Phantasie. Beides möchte dem Klima zuzuschreiben sein. An dem in sich verschlossenen und zurückgezogenen Wesen des Ober Engadiners kann hingegen das immerwährende Spekulieren nach Handelsvortheilen und seine oft erniedrigende Lage im Ausland großen Anteil haben. Hier gewöhnt er sich als Kuchenbäcker oder Caffewirth an kriechende Höflichkeit und Schmeichelei, er erduldet Beleydigungen und harte Behandlung, sowohl von dem Landsmann, der ihn als Jungen annimmt, als von übermütigen, rohen Gästen, die er bedient. Sein Handwerk, das keiner Veredlung fähig ist (jeder Zimmermann, Maurer und Schlosser hat, wenn es ihm nicht an Talent fehlt, ein weiteres Feld zur Entwicklung edler Verstandeskräfte als der Kuchenbäcker), leitet ihn bloß auf die Spekulation: wie er aus schlechten Ingredienzen möglichst theure Waare bereiten könne, und macht ihn niedrige Gewinnsucht und betrügerische Mittel oft zur Gewohnheit. Das Beispiel wirkt auch auf andere, die den Reichgewordenen vor sich sehen, und so entsteht durch dies Gewerbe ein System von Eigennützigkeit und Klugheit, aus welchem notwendig Neid, Mißtrauen und gegenseitiges Auflauern ent-

⁷ Bansi zitiert hier zur Bekräftigung und Beglaubigung seiner Aussage die bekannte Stelle aus Fortunat von Juvaltas Denkwürdigkeiten, die also lautet: „Im Engadin aber sind die Leute insgemein ehrgeizig, neidisch, zänkisch, so daß wenige Tage vorübergehen, an denen nicht Streitigkeiten vor Gericht gebracht werden, da doch dieselben mit überschwenglichen Kosten (Aufwand) abgethan werden.“ Soweit Juvalta!

springen. Wo diese herrschen, wird man Edelmuth, Frohsinn und wahre Freundschaft vergebens suchen.

Der Engadiner ist viel zu sehr gewöhnt, sich im Ausland Zwang anzuthun und den Anstand fremder Sitten nachzuahmen, als daß man bei ihm die naiven Ausbrüche des Frohsinns, die rohen Kraftäußerungen und die originelle Treuherzigkeit anderer Gebirgsvölker fände. In diesem Alptal sieht man ein sehr höfliches Volk, das von ausländischen Sitten und Ideen wenigstens einen Anstrich hat, sich durch Gastfreyheit gerne auszeichnet und womöglich das Leben wohlhabender Handelsleute führt. Die Gemächlichkeit eines solchen Lebens, die sogenannte *bella vita*, ist das Ziel der Anstrengung des Engadiners. Dann heißt er Ser, seine Frau Duonna, und wird vom Davoser Hirten, vom Zimmermann und besonders vom Camogasker Maurer mit tiefem Bückling als Ser Padrun beehrt. Alles muß das Gepräge des Wohlstandes tragen. — Das Haus wird weiß getüncht und, wenn nicht der Geschmack des Herrn gebildeter ist als der des Maurers, mit grellen Ecken bemalt. Kostbares Eisenwerk ziert den Balkon, und die Herde selbst muß aus wohlgefüttertem grauen Vieh, nach Italiener Geschmack, bestehen.

In Lagen, wo der einsame Alpenbewohner seine ungekünstelte, derbe Natur zeigt, weiß der Engadiner sich zu benehmen; sein zurückhaltender, abgemessener Ton (*prudaint, scort*) ist vielbedeutend. Selbst die kindliche Lebhaftigkeit wird mit einem „*Foda crastiaun*“ (Benimm dich wie ein Mensch) zurechtgewiesen.“

Infolge der Auswanderung, von der noch die Rede sein wird, herrscht in der Zahl beider Geschlechter ein großes Mißverhältnis, da nicht die Hälfte der verheirateten Männer und wohl 4–6 mal soviel Mädchen als ledige Mannspersonen sich im Tal befinden, was das weibliche Geschlecht zwingt, aus seinem Geschäftskreis zu treten. Die Frau muß die ganze Landwirtschaft führen, muß nicht selten Kälber, Schweine und Schafe schlachten, Fuhrmannsdienst leisten, ja sogar Nachtwächter sein. Dafür entbehren die Kinder der ihrem Alter angemessenen sanften Leitung durch die Mutterhand, und Verrohung ist die Folge; denn auch die Schule, die zwar in den meisten Gemeinden nicht schlechter ist als anderswo im Kanton, kann nicht viel erreichen, da „die eigentümliche Sprache des Tales seine Einwohner von allen Fortschritten, die die Erziehung im übrigen cultivierten Europa gemacht hat, trennt“.

„Da also die Ausbildung der Anlagen dieses Volkes durch seine Schulen nicht befördert, durch seine Sprache gehindert und durch seine Lebensart unter fremden Nationen meistens falsch geleitet wird, so kann sein jetziger Zustand nicht zum Maaßstab dessen dienen, was es unter günstigeren Verhältnissen geworden wäre oder werden könnte.

(Schluß folgt.)

Angelika Kauffmann

Von C O L U M B A N B U H O L Z E R, Disentis.

Am 30. Oktober 1941 jährte es sich zum zweihundertstenmal, seitdem Angelika Kauffmann zu Chur das Licht der Welt erblickte. Im Juni 1886 fand in Chur eine Kunstaussstellung statt. Bei dieser Gelegenheit wurde eine Schrift¹ veröffentlicht, die sich mit der Malerin Angelika Kauffmann befaßte. Wahrscheinlich waren damals Werke von ihr ausgestellt. Diese kurze Biographie, deren Verfasser unbekannt ist, hatte jedenfalls den Zweck, das kunstliebende Publikum von Chur über die Person der Künstlerin und ihre Tätigkeit als solche bekannt zu machen.

Angelika Kauffmann war das einzige Kind eines Kirchen- und Porträtmalers aus Schwarzenberg im Bregenzerwald, der Johann Kauffmann hieß. Dieser stand anfangs der vierziger Jahre des 18. Jahrhunderts im Dienste des Bischofs von Chur. Während dieses Aufenthaltes in Chur ging Kauffmann eine zweite Ehe mit Kleopha Lutz ein, wahrscheinlich eine Bündnerin, die 1757 in Mailand starb. Aus dieser zweiten Ehe entsproß Angelika, die am 30. Oktober 1741 das Licht der Welt erblickte. Als ihr Vater den Auftrag des Bischofs erledigt hatte, siedelte er 1742, als Angelika kaum ein Jahr alt war, nach Morbegno an der Adda über. Obwohl die Wirksamkeit der später berühmten Malerin zeitlebens außerhalb Graubünden lag, hauptsächlich in Italien und England, so verdient Angelika doch unsere Beachtung, weil ihr Geburtsort Chur ist und ihre Mutter eine Bündnerin war. Es mag daher weiteren Kreisen willkommen sein, etwas Näheres über den Lebenslauf dieser bedeutenden Künstlerin zu erfahren.

¹ Kantonsbibliothek B 494.